

**STAUFFENBURG**  

---

**Linguistik**  
**Band 131**



Jürgen Pafel

# **Form und Bedeutung**

Grundzüge des deutschen  
Sprachsystems

**STAUFFENBURG  
VERLAG**

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© 2024 · Stauffenburg Verlag GmbH  
Postfach 25 25 · D-72015 Tübingen  
[www.stauffenburg.de](http://www.stauffenburg.de)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISSN 1430-4139  
ISBN 978-3-95809-175-7

Tai Tai zugeeignet

und

in Erinnerung an  
die viel zu früh gestorbenen  
Linguisten

Thomas Becker

und

Gabriel Falkenberg  
(meinen Lehrer und Freund)



# Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	11
I. Sprach- und grammatiktheoretische Grundlagen .....	15
1. Sprachgebrauch, Sprachkompetenz und Sprachfähigkeit.....	15
1.1. Die primären Gegenstände der Linguistik .....	15
1.2. Sprachfähigkeit .....	18
1.3. Sprachgebrauch.....	20
1.4. Sprachkompetenz.....	20
1.5. Sprachintuition und Sprachreflexion .....	22
1.6. Kommunikative Kompetenz .....	25
2. Struktur des Sprachsystems .....	27
2.1. Modularität oder Syntaxzentriertheit? .....	27
2.2. Eine modulare Architektur für das deutsche Sprachsystem .....	30
2.3. Lexikon, Grammatik und Strukturbildung.....	36
2.4. Ein Beispiel für eine modulare Analyse .....	43
II. Von der linearen Struktur zur Phrasenstruktur.....	47
1. Lineare Satzstruktur .....	47
1.1. Basismodell (HEH-Modell) .....	47
1.2. Erweiterungen des Basismodells .....	49
1.3. Modifiziertes Basismodell (HEH <sup>+</sup> -Modell) .....	53
1.4. Grenzen der linearen Syntax .....	55
2. Ein erster Blick auf Phrasenstrukturen .....	56
2.1. Allgemeines zu Phrasenstrukturen.....	56
2.2. Valenz- und Bewegungsmerkmale .....	59
3. Struktur von Verbalphrasen .....	61
4. Struktur von Nominalphrasen.....	69
4.1. Lineare Struktur der deutschen Nominalphrase.....	69
4.2. Von der linearen zur Phrasenstruktur .....	70
5. Struktur von Sätzen.....	74

III. Grundlagen von Syntax, Semantik und Illokutivität .....	83
1. Syntaktische Struktur .....	83
1.1. Prinzipien der Syntax .....	83
1.2. Phrasenstrukturschablonen .....	85
1.3. Merkmale und Merkmalsprojektion .....	88
1.3.1. Einfache Merkmale .....	89
1.3.2. Komplexe Merkmale .....	90
1.3.3. Perkolationsprinzipien .....	93
2. Semantische Struktur .....	94
2.1. Prinzipien, Merkmale, Strukturen .....	94
2.2. Argument-Prädikat-Strukturen .....	96
2.3. Quantifikation .....	99
2.4. Modifikation .....	102
3. Bedeutungsebene .....	104
3.1. Gegenstand, Begriff, Proposition .....	104
3.2. Referenz und Bedeutung .....	107
3.3. Semantische Interpretation als Interface .....	109
4. Illokutivität .....	116
4.1. Kommunikative Intentionen .....	117
4.2. Deontische Intentionen .....	119
4.3. Äußerungsakt, Mitteilungsakt, Illokution .....	121
4.4. Funktionale Satztypen und intentionale Modi .....	122
4.4.1. Ein Blick auf die funktionalen Satztypen des Deutschen .....	122
4.4.2. Das System der kommunikativen intentionalen Modi .....	128
4.4.3. Intentionale Modi und Bedeutungsebene .....	130
IV. Zur Syntax und Semantik von Wortgruppen .....	131
1. Verbalphrasen .....	131
1.1. Phrasenstruktur von Verbalphrasen .....	131
1.2. Syntaktische und semantische Valenz von Vollverben .....	133
1.3. Ereignis- und Zustandsargumente .....	136
1.4. Temporale Hilfsverben und Temporalkonstruktionen .....	139
1.5. Die semantische Vielfalt der Konstruktionen mit Modalverben .....	143
1.6. Halbmodale und Anhebung .....	148
1.7. Personales <i>werden</i> -Passiv .....	151

2. Nominalphrasen .....	154
2.1. Typen von Nominalphrasen.....	154
2.2. Nominalphrasen als DPs.....	156
2.2.1. Strukturen.....	156
2.2.2. Merkmale .....	160
2.3. Semantik von nominalen Termen .....	163
2.4. Eigennamen .....	168
2.5. Possessivkonstruktionen .....	169
2.6. Nominale Quantoren: DP oder QP?.....	176
2.7. Semantik nominaler Quantoren .....	180
2.8. Syntax/Semantik-Verhältnis bei Nominalphrasen.....	184
3. Sententialphrasen .....	186
3.1. Phrasenstruktur von Sätzen.....	186
3.2. Sätze und definite Beschreibungen.....	187
3.2.1. Argumentsätze als Terme .....	187
3.2.2. Argumentsätze als definite Beschreibungen.....	190
3.2.3. Ein Blick über Argumentsätze hinaus .....	197
V. Aspekte des Syntax/Semantik-Interface .....	203
1. Negation.....	203
1.1. Arten der Negation.....	203
1.2. Korrespondenzregeln für die Negation.....	204
2. Quantorenskopus .....	206
2.1. Was ist Quantorenskopus?.....	206
2.2. Die Regularitäten des relativen Quantorenskopus.....	210
2.3. Die Regularitäten des absoluten Quantorenskopus .....	217
2.4. Korrespondenzregeln für Quantorenskopus .....	219
3. Spuren und Variablen .....	222
3.1. Kodenotation, Ellipse und NP-Abspaltung.....	224
3.2. Spuren und Kodenotation .....	226
3.3. Quantorenbindung .....	229
4. Wortstellung.....	229
4.1. Stellungsrelevante Eigenschaften im Mittelfeld .....	230
4.2. Ein lineares Modell für die Mittelfeldabfolge .....	232
4.3. Korrespondenzregel für die Mittelfeldabfolge .....	238
4.4. Vorfeldbesetzung .....	239

VI. Morphologie .....	247
1. Prinzipien der Morphologie .....	247
2. Das Morphologie/Syntax-Verhältnis und lexikalische Integrität .....	252
3. Morphologie und Semantik .....	254
4. Flexion als Interface zwischen Morphologie und Segmentschicht .....	256
4.1. Verbflexion .....	257
4.1.1. Paradigmen und Flexive .....	257
4.1.2. Paradigmenfunktion für Verben .....	261
4.2. Substantivflexion .....	264
VII. Ein Blick in die Phonologie .....	267
1. Ein topologisches Differenzmodell der deutschen Silbe .....	267
1.1. Schemata und Restriktionen .....	268
1.2. Topologische Theorie der Silbe im Deutschen .....	271
1.3. Sonoritätsprinzip und Sonoritätshierarchie .....	273
2. Silbifizierung als Interface von Segmentschicht und prosodischer Struktur .....	275
2.1. Segmentschicht .....	275
2.2. Silbifizierung auf der Basis des topologischen Silbenmodells .....	276
3. Ein Phrasenstrukturmodell der Silbe .....	279
4. Phonologische Prozesse und das Interface zur phonetischen Form .....	282
Schluss .....	287
Literaturverzeichnis .....	289

## **Einleitung**

Es ist schon ein komisch' Ding mit der Linguistik. Da ist die moderne Linguistik, wenn man sie, nicht völlig arbiträr, mit dem 19. Jahrhundert bzw. mit Wilhelm von Humboldt beginnen lässt, 200 Jahre alt. Schon früh gab es ein paar richtige Highlights, und im 20. Jahrhundert hat die Linguistik einen enormen Aufschwung erfahren. Wie in den meisten Wissenschaften gibt es zur Zeit so viele, die sich professionell mit der Materie befassen, wie zu keiner Zeit zuvor, so viele wie in vielen Jahrhunderten davor zusammen. Doch ist es der Linguistik nicht gelungen, in den Kerngebieten Grundlagen zu erarbeiten, die sich in Theorien niedergeschlagen hätten, die auch nur von Ferne eine Verbindlichkeit gewonnen hätten wie in der Physik die Theorien von Newton und Einstein oder in der Biologie die von Darwin und Wallace. Die linguistische Forschung hat sich – „Lasst viele Blumen blühen!“ – in verschiedene Zweige und diverse Schulen aufgespalten. Auch die Methodenvielfalt hat gerade in letzter Zeit deutlich zugenommen. Dies alles hat die Linguistik enorm bereichert, aber auch zu einer Zersplitterung geführt, die gemeinsame Grundlagen völlig utopisch erscheinen lässt. Dieser Zustand ist kein Ausweis von Reife für unsere Disziplin (aber vielleicht ein notwendiges Durchgangsstadium).

Aus der Sicht der einzelnen Schulen mag sich dies ganz anders darstellen, da glaubt man sich mitunter auf dem einzigen richtigen Weg, der zur Wahrheit führt. Aber wenn man versucht, einen etwas unvoreingenommeneren Blick einzunehmen, so relativiert sich dieser Anspruch schnell. Ich hatte das Glück, bereits in meinem Studium immer mehrere Wahrheiten vorzufinden, so dass die Gefahr, sich einer Schule völlig zu verschreiben, nicht gegeben war.

Zurück zu den fehlenden Grundlagen. Die Situation ist nicht ganz hoffnungslos. In vielen Gebieten ist es möglich, empirische Generalisierungen und Strukturen herauszuarbeiten, die schulenübergreifend anerkannt werden können. Schullen neutrale, ‚synthetische‘ Ansätze, die dies versuchen, sind in der Linguistik allerdings eher selten. In der deutschen Syntax gibt es aber traditionell einen solchen neutralen Ansatz, der ‚Topologie‘, ‚Lehre von den topologischen Feldern‘ oder ‚lineare Syntax‘ genannt wird. Dieser Ansatz, der vor allem die Wortstellung ins Auge fasst, findet sich bei allen linguistischen Strömungen in der Germanistik, seien es traditionelle, generative oder funktionale. Nicht dass es keine Unterschiede gäbe, wie die Topologie im Detail konzipiert wird, sie ist je nachdem unterschiedlich stringend konzipiert, hat nicht immer das Niveau einer Theorie, die Voraussagen macht. Nichtsdestotrotz kann man sich hier auf einem neutralen Gelände begegnen und grundlegende Gesetzmäßigkeiten der deutschen Wortstellung formulieren und diskutieren. Eine adäquate topologische Theorie kann dann als Ausgangs- und Fixpunkt dazu dienen, weitergehende syntaktische Ansätze, insbesondere hierarchische, zu entwickeln, die sich, was ihre empirische Leistungsfähigkeit angeht, an der topologischen Theorie und ihren Vorhersagen messen lassen müssen.

Die Topologie als syntaktisches Teilgebiet der germanistischen Linguistik mag vielleicht ein Sonderfall sein, aber auch außerhalb der Syntax gibt es insbesondere in der Phonologie, was die Gesetzmäßigkeiten der Silbe angeht, empirische Generalisierungen und Strukturannahmen, die schuleneutral formulierbar sind und sogar universale Gültigkeit beanspruchen können. Weitergehende Silbentheorien finden hier ihren Ausgangs- und Fixpunkt. Auch in der Morphologie gibt es zumindest, was Flexionsparadigmen, Wortbildungarten und die Wortstruktur angeht, die Möglichkeit, schuleneutrale Annahmen zu formulieren bzw. sich in einem solchen neutralen Setting über grundlegende empirische Generalisierungen und Strukturen zu verständigen. Auch in der lexikalischen und kompositionalen Semantik ist so ein Weg möglich, wird aber kaum begangen, wenn ich richtig sehe. In der Pragmatik ist die Situation etwas anders, aber zumindest mit der Formulierung der Gesetzmigkeiten der Vererbung von Präsuppositionen gibt es ein Gebiet, das man als neutralen Ausgangs- und Fixpunkt für Prsuppositionstheorien bezeichnen kann. Bei den Implikaturen ist die Grice'sche Theorie natürlich immer noch der Ausgangspunkt für weitergehende 脰berlegungen, aber als neutral kann man sie nicht bezeichnen, denkt man an die konkurrierende Relevanztheorie. Auch bei den Sprechakten ist nicht offensichtlich, was man als neutrale Basis ansetzen könnte, wobei klar ist, dass immer noch Austin-Searle der Ausgangspunkt ist, aber eben keineswegs der Fixpunkt – die Grundlagen der Sprechakttheorie sind alles andere als geklärt, auch wenn sich ein Konsens, was die einzuschlagende Richtung angeht, abzeichnet.

Wenn ich mich im Folgenden den verschiedenen Facetten des Sprachsystems des Deutschen widmen werde, so versuche ich, soweit es geht, einen neutralen, synthetischen Ansatz zu verfolgen bzw. von einem neutralen Ansatz auszugehen und weiterführende theoretische Annahmen an diesen rückzubinden. Meine Hoffnung ist, auf diesem Weg den fehlenden Grundlagen in den Kerngebieten näher zu kommen.

Ich gehe in Kapitel I (*Sprach- und grammatischtheoretische Grundlagen*) von der seit Saussure etablierten Dreiteilung des Gebiets der Sprache aus, und interpretiere diese so, dass es drei ‚primäre‘ Gegenstandsbereiche gibt, die zueinander in kausalen Beziehungen stehen: Sprachgebrauch, Sprachkompetenz und allgemein-menschliche Sprachfigkeit. Das Sprachsystem gehört zur kausalen Basis der Sprachkompetenz und lässt sich als (komplexe) Beziehung zwischen 脰uferungen und Gedanken verstehen. Ich gehe im Rahmen einer modularen Grammatikarchitektur davon aus, dass das Sprachsystem aus mehreren, durch Interfaces miteinander verbundenen Ebenen besteht, die ebenenspezifische Einheiten, Merkmale und Strukturen aufweisen. Die Interfaces bestehen aus ‚Korrespondenzregeln‘, die auf den Ebenen korrespondierende Konfigurationen verlangen. Neben der syntaktischen Strukturbene gibt es eine morphologische, zwei semantische (semantische Struktur, Bedeutungsebene) sowie drei phonologische (prosodische Struktur, Segmentschicht, phonetische Form). Die phonetische Form steht in direkter Beziehung zu 脰uferungen und die (von der semantischen Struktur unterschiedene) Bedeutungsebene steht in direkter Beziehung zu Gedanken.

In Kapitel II (*Von der linearen Struktur zur Phrasenstruktur*) gehe ich von der linearen Syntax (Topologie) von Nominalphrasen, Verbalphrasen und Sätzen aus und zeige, wie man von linearen Strukturen zu hierarchischen syntaktischen Strukturen kommen kann. Dabei habe ich mich für Phrasenstrukturen (und nicht für Dependenz-, kategoriale, funktionale oder relationale Strukturen) entschieden. Die angenommenen Phrasenstrukturen sind minimalistisch (aber nicht unbedingt im Sinne des Minimalistischen Programms): Als syntaktische Einheiten gibt es nur Wörter und Phrasen, und die angesetzten Strukturen lassen sich rein syntaktisch gut begründen (morphologische oder semantische Überlegungen kommen höchstens ergänzend ins Spiel) und sie sind relativ ‚simpl‘.

Das Kapitel III (*Grundlagen von Syntax, Semantik und Illokutivität*) ist der theoretischen Fundierung gewidmet. Es werden ausgehend von Prinzipien der Syntax bzw. Prinzipien der Semantik die Einheiten, Merkmale und Strukturen der Syntax bzw. der Semantik einigermaßen umfassend dargestellt. Was die syntaktische Struktur angeht, so wird u.a. die Funktionsweise von Valenz- und Bewegungsmerkmalen thematisiert. Was die möglichen semantischen Strukturen angeht, so werden Argument-Prädikat-Strukturen und die Strukturen von Quantifikation und Modifikation behandelt. Für die Bedeutungsebene (die zwischen semantischer Struktur und Gedanken vermittelt) sind die kognitiven Kategorien Gegenstand, Begriff und Proposition zentral. Hier sind Wahrheitsbedingungen (von Propositionen), Instanziierungs- und Argumentbedingungen (von Begriffen) sowie Identifikationsbedingungen (von Gegenständen) zu lokalisieren. Für die Illokutivität (d.h. die Eigenschaft von Ausdrücken, ein Sprechaktpotenzial aufzuweisen) sind kommunikative und deontische Intentionen zentral. Funktionale Satztypen (wie Deklarativ, Imperativ, Interrogativ) sind mittels dieser Intentionen das konventionelle Scharnier, das Form, Bedeutung und Sprechakt in Beziehung setzt.

In Kapitel IV (*Zur Syntax und Semantik von Wortgruppen*) werden auf der Grundlage der beiden vorangegangenen Kapitel detailliert syntaktische und semantische Eigenschaften von Verbal-, Nominal- und Sententialphrasen (= Sätzen) im Rahmen der modularen Grammatikarchitektur diskutiert. Es geht um syntaktische und semantische Valenz, den Status von Ereignisargumenten, temporale Interpretation, die verschiedenen Formen von Modalität, um Anhebungs- und Passivkonstruktionen, die DP-Analyse, Eigennamen, Possessivkonstruktionen, nominale Quantoren und um das überraschend enge Verhältnis von Sätzen zu definiten Beschreibungen bei deklarativen und interrogativen Argumentsätzen sowie bei Attribut- und Adverbialsätzen. In diesem Kapitel wird, denke ich, besonders deutlich, wie viel man gewinnt, wenn man Syntax und Semantik erstmal trennt und dabei syntaktisch für syntaktische und semantisch für semantische Strukturen argumentiert – und nicht die Syntax aufbläht aus syntaxfremden Erwägungen heraus.

In Kapitel V (*Aspekte des Syntax/Semantik-Interface*) werden klassische Interfacephänomene wie Negation und Quantorenskopus behandelt, aber auch die semantische Interpretation von Spuren, die Bindung von Variablen und die Wortstellung (dort, wo sie sowohl von syntaktischen wie semantischen Faktoren determiniert wird). Es wer-

den dabei einschlägige Korrespondenzregeln etabliert, die syntaktische und semantische Konfigurationen aufeinander beziehen.

In Kapitel VI (*Morphologie*) werde ich Gründe anführen, warum es sinnvoll ist, eine eigenständige morphologische Struktur anzusetzen, und die Spezifika dieser Struktur (Einheiten, Merkmale, Strukturschemata) beschreiben. Das Interface zwischen Morphologie und Syntax ist recht einfach. Interessanter ist da das Interface zwischen Morphologie und Segmentschicht, denn hier kann man die Gesetzmäßigkeiten der Flexion verorten.

In Kapitel VII (*Ein Blick in die Phonologie*) schließlich stehen neben einer ausführlichen Diskussion der Silbe im Deutschen die Interfaces zwischen den drei angesetzten phonologischen Ebenen – prosodische Struktur, Segmentschicht, phonetische Form – im Vordergrund. Was die Silbe angeht, so zeigt sich, dass man ganz analog zur Syntax ein neutrales lineares Modell konzipieren kann, das als Ausgangs- und Fixpunkt für hierarchische Silbenmodelle dienen kann (dass dies das vorgeschlagene topologische Modell sein muss, ist natürlich nicht gesagt).

Gegenstand der Untersuchung ist die deutsche Standardsprache. Zu dieser gehört nicht nur die ‚Prestigevarietät‘ und ihre nationalen Ausprägungen, wie sie sich in schriftlicher Form in Büchern, Zeitungen, Zeitschriften oder offiziellen Dokumenten und in gesprochener Form insbesondere in Nachrichtensendungen von Radio und Fernsehen findet, sondern auch die ‚Umgangsvarietät‘ und ihre regionalen bzw. nationalen Ausprägungen, wie sie sich in gesprochener Form in informellen Gesprächen aller Art und in schriftlicher Form in digitalen Medien (von E-Mail bis WhatsApp) findet. Der ‚Gebrauchsstandard‘ der deutschen Standardsprache ist durch die schriftliche Form der Prestigevarietät und die gesprochene Form der Umgangsvarietät gegeben. Das Sprachsystem, wie ich es konzipieren werde, orientiert sich an der Prestigevarietät. Es ist eine interessante, offene Frage, wie weit die Umgangsvarietät von diesem System entfernt ist. Bis zum Beweis des Gegenteils nehme ich an, dass die Unterschiede vor allem durch Lexikoneinträge, gegebenenfalls auch mal durch eine spezielle Korrespondenzregel erfasst werden können (dass wir eine eigene ‚Grammatik der gesprochenen Sprache‘ bräuchten, das sehe ich noch nicht).

Ziel ist es, die Grundzüge des standarddeutschen Sprachsystems zu skizzieren. Selbstredend wird vieles unterbelichtet oder unbehandelt bleiben, doch wird das Sprachsystem des Standarddeutschen, wenn ich recht sehe, zum ersten Mal überhaupt als Gesamtsystem sichtbar.

# I. Sprach- und grammatischtheoretische Grundlagen

## 1. Sprachgebrauch, Sprachkompetenz und Sprachfähigkeit

### 1.1. Die primären Gegenstände der Linguistik

Mit was befasst sich die Linguistik? Mit Sprache natürlich. Aber was ist (die) Sprache? Auf Grundlage des *Cours* von Ferdinand de Saussure (1916) ist es im Laufe des 20. Jahrhunderts Standard geworden, von einer dreifachen Antwort auf die Frage nach dem, was Sprache ist, auszugehen: Sprache als Rede (*parole*), Sprache als System (*langue*), Sprache als Sprachfähigkeit (*faculté du langage*). Demnach kann man unter Sprache einmal die konkreten Äußerungen der Sprechenden verstehen; als Sprache können wir aber auch das System, das einer Einzelsprache zugrunde liegt, verstehen, die formalen und inhaltlichen Beziehungen der Ausdrücke einer Sprache zueinander zu einer bestimmten Zeit; schließlich ist Sprache allgemeine Sprachfähigkeit, die Fähigkeit, eine beliebige natürliche Sprache erlernen zu können.

Diese Dreiteilung lässt sich auf Wilhelm von Humboldt (1836) zurückführen.<sup>1</sup> Dieser hatte unterschieden: (i) das Sprechen, „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen“ (§ 8); (ii) die Form der Sprache, „[d]as in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig, als möglich, in seinem Zusammenhange aufgefaßt, und systematisch dargestellt“ (§ 8); (iii) das allgemeine Sprachvermögen, auch Naturanlage zur Sprache genannt, von der Humboldt sagt: „Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und Alle den Schlüssel zum Verständniß aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, daß die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein, und immer den allgemeinen Zweck erreichen muß“ (§ 22).

Die Übereinstimmungen mit Saussure sind offensichtlich. Humboldt führt nun noch ein viertes Phänomen an, das Sprache ausmacht: (iv) das individuelle Sprachvermögen als die sich entwickelnde Fähigkeit, eine bestimmte Sprache zu sprechen: „Das Sprechenlernen der Kinder ist [...] ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Übung“ (§ 9). Das ist das, was wir heute (individuelle) Sprachkompetenz nennen. Bei Saussure scheint dieser Begriff keine Rolle zu spielen. Bei Chomsky (1965) jedoch taucht der Terminus der Sprachkompetenz auf. Auch bei ihm kann man von einer Dreiteilung ausgehen: (i) die Performanz, der Gebrauch der Sprache in konkreten Situationen, bzw. die aktuellen und potenziellen Sprechereignisse (später redet Chomsky von „E-Sprache“ – E steht für *externalisiert*); (ii) die Kompetenz des

---

<sup>1</sup> Von einer Dreiteilung hat vor Saussure explizit schon Georg von der Gabelentz ([1891]<sup>2</sup>1901) gesprochen – auch er in offensichtlicher Nachfolge zu Humboldt. Die Unterscheidung zwischen Rede und Sprache als System findet sich auch bei Hegel ([1817]<sup>3</sup>1830: § 459]).

Sprecher-Hörers, die aus einem Set von endlich vielen Regeln (einer internalisierten generativen Grammatik) besteht, die es erlauben, potenziell unendlich viele Sätze zu erzeugen (später redet Chomsky von „I-Sprache“ – I für *intern*, *individuell*, *intensional*); (iii) die spezies-spezifische, genetisch vorprogrammierte Spracherwerbsfähigkeit, kurz: Sprachfähigkeit, die es dem Menschen erlaubt, aus den Äußerungen seiner Umgebung beim (kindlichen) Spracherwerb zielsicher die richtigen Regeln der dahinter stehenden Einzelsprache herauszufinden. Die Universalgrammatik ist der Kern (bzw. die Theorie des Kerns) der Sprach(erwerbs)fähigkeit und umfasst die allen Sprachen gemeinsamen Prinzipien und Restriktionen.

Nun hat man es bei ‚Sprachkompetenz‘ in Sinne von I-Sprache eigentlich nicht mit einer Kompetenz, einer Fähigkeit, zu tun, wenn man es genau nimmt. Die I-Sprache ist für Chomsky ein Element der Sprachkompetenz – Sprachkompetenz verstanden als individuelles Sprachvermögen.<sup>2</sup> Chomsky stellt sich die ‚Sprachfähigkeit‘ als ein „mentales Organ“ des Menschen vor, das sich in verschiedenen Zuständen befinden kann. Mit der Zeit reduziert Chomsky die Sprachfähigkeit (im engen Sinne) auf ein abstraktes Sprachverarbeitungssystem (*Merge*), das es erlaubt, aus einem finiten Repertoire an Lexikonelementen unendlich viele hierarchische syntaktische Strukturen zu bilden.

Wie könnten wir heute vor diesem Hintergrund die Frage zu beantworten versuchen, was (die) Sprache ist? Ganz im Sinne der Tradition kann man von einer Dreiteilung ausgehen. Und zwar können wir im Feld der Sprache drei ‚primäre‘ Gegenstandsbereiche ausmachen: (i) den Sprachgebrauch, (ii) die individuelle Sprachkompetenz (im Sinne von Humboldts individuellem Sprachvermögen) und (iii) die allgemein-menschliche Sprachfähigkeit.

Zum Sprachgebrauch gehören die Sprachproduktion mit den dabei entstehenden sprachlichen Äußerungen sowie die Sprachperzeption mit dem dabei entstehenden Verstehen. Der Sprachgebrauch ist zu einem wesentlichen Teil Ausdruck der individuellen Sprachkompetenz. Umgekehrt formt der Sprachgebrauch (in Form von perzipierten Äußerungen) beim Spracherwerb, aber auch später noch die Sprachkompetenz. Die allgemein-menschliche Sprachfähigkeit ist die spezies-spezifische, angeborene Disposition, Sprachkompetenzen ausbilden zu können.<sup>3</sup> Die drei primären Gegenstandsbereiche stehen somit in kausalen Beziehungen zueinander.

Primär sind sie natürlich nicht, weil sie die kleinsten Gegenstände im Feld der Sprache darstellen würden, sie sind im Gegenteil sehr komplex (sie bestehen aus

<sup>2</sup> Dies wird deutlich in dem folgenden Zitat: „Otto Jespersen [...] held that there is some “notion of structure” in the mind of the speaker “which is definite enough to guide him in framing sentences of his own,” in particular, “free expressions” that may be new to the speaker and to others. [...] Let us refer to this “notion of structure” as an “internalized language” (I-language). The I-language, then, is some element of the mind of the person who knows the language, acquired by the learner, and used by the speaker-hearer“ (Chomsky 1986a: 21f.). Vergleiche unten die Rede von der ‚kausalen Basis‘ der Sprachkompetenz.

<sup>3</sup> Umgekehrt mag Sprachkompetenz und Sprachgebrauch auf sehr lange Sicht auch die Sprachfähigkeit prägen.

Handlungen, Ereignissen, Zuständen, Einzeldingen, Dispositionen, Kompetenzen u.a.). Primär sind diese drei Gegenstandsbereiche in einem ‚ontologischen‘ Sinne, sie scheinen das Feld der Sprache erschöpfend zu beschreiben: Die drei stehen in kausalen Beziehungen zueinander und es gibt keinen weiteren sprachlichen Gegenstand, der bei diesen kausalen Beziehungen eine Rolle spielen würde und nicht eine Eigenschaft, ein Aspekt oder ein Teil einer der drei Gegenstandsbereiche wäre. Im epistemologischen Sinne primär ist der Sprachgebrauch, er bietet die Datengrundlage für die Linguistik.

Als nicht-primäre Gegenstände betrachte ich die Einzelsprachen, die abstrakten strukturellen Muster auf den verschiedenen Ebenen einer Grammatik (einer Einzelsprache), die systematischen Muster im Sprachgebrauch, den Sprachwandel, den Spracherwerb, das Entstehen der Sprachfähigkeit sowie Sprachfamilien.<sup>4</sup> Nicht-primär sind sie insofern, dass sie entweder Eigenschaften, Aspekte oder Teile der primären Gegenstände oder Abstraktionen auf der Basis der primären Gegenstände sind.

Überraschend mag sein, dass die Einzelsprachen nicht ein primärer Gegenstand der Linguistik sind. Die Rede von der Sprachkompetenz als Kompetenz in einer Einzelsprache legt die Vorstellung nahe, dass Sprachkompetenz eine Beziehung zwischen Sprechern und Einzelsprachen ist (bei der englischen Rede von *knowledge of language* ist dies vielleicht noch stärker). Diese Vorstellung mag letztlich nicht falsch sein, darf aber nicht so verstanden werden, dass Einzelsprachen Einzeldinge in der Welt wären, zu denen Sprecher in eine (kausale) Beziehung treten könnten. Einzelsprachen sind abstrakte Konstrukte.

Mit der Unterscheidung zwischen primären und nicht-primären Gegenständen ist keine Entscheidung verbunden, was der ‚eigentliche‘ Gegenstand der Linguistik ist, das kann je nach theoretischer Orientierung sehr unterschiedlich sein.<sup>5</sup> Für Chomsky ist im Rahmen des Biolinguistik-Programms die Sprachfähigkeit (im engen Sinne) das eigentliche Objekt, für andere – die Anhänger der gebrauchsbasierter Sprachtheorie – ist dies der Sprachgebrauch bzw. die Konventionen, die diesem zugrunde liegen, für andere wiederum sind es die abstrakten Strukturen, die sich in Einzelsprachen zeigen bzw. diese ausmachen (linguistischer Realismus).<sup>6</sup>

In Bezug auf unsere Dreiteilung sind die Übereinstimmungen mit der Tradition groß. Jeder der drei Gegenstandsbereiche ist lange bekannt. Doch die herausgehobene Stellung der Sprachkompetenz und damit die Nichtberücksichtigung von dem, was bei Humboldt Form der Sprache heißt und was bei Saussure und Chomsky sein Pendant findet, ist der entscheidende Unterschied. Die Existenz der Sprachkompetenz kann man nicht negieren, die kausalen Beziehungen zu den beiden anderen primären

<sup>4</sup> Zu den verschiedenen Gegenstände der Linguistik vgl. Scholz et al. (2022: § 2).

<sup>5</sup> Man kann die Frage nach dem ‚eigentlichen‘ Gegenstand der Linguistik auch für unbedeutend halten, da sich in den Antworten nur Forschungsvorlieben verstecken.

<sup>6</sup> Zum Biolinguistik-Programm siehe Di Sciullo (ed.) (2011), zur gebrauchsbasierten Sprachtheorie Barlow / Kemmer (eds.) (2000), zum linguistischen Realismus Behme / Neef (eds.) (2018).

Gegenstandsbereichen sind offenkundig. Es scheint, wie gesagt, in dem kausalen Beziehungsnetz der drei auch kein weiterer sprachlicher Gegenstand zu fehlen, der auf der selben Ebene wäre wie die drei. Und die Humboldt'sche Form der Sprache und ihre Pendants bei Saussure und Chomsky sind genau der Teil der entsprechenden Konzeptionen, der am kontroversesten, am theorieabhängigsten ist. Insofern scheint durch die Konzentration auf die genannten drei Gegenstandsbereiche Sprachgebrauch, Sprachkompetenz, Sprachfähigkeit eine Konzentration auf das Unstrittige gelungen.

Bevor wir die primären Gegenstandsbereiche etwas näher betrachten, ein kleiner Exkurs zum allgemeinen Begriff der Kompetenz.

Kompetenz sei, wie es Usus ist, verstanden als ein Bündel von kognitiv kontrollierten Fähigkeiten oder Fertigkeiten, Aufgaben in einem bestimmten Bereich zu lösen.<sup>7</sup> Wie Dispositionen sind Kompetenzen intrinsische Eigenschaften von Individuen und manifestieren sich auf bestimmte Weise im Verhalten der Individuen. Ob Kompetenzen nichts weiter als Dispositionen (bestimmter Art) sind oder als Fähigkeiten und Fertigkeiten von Dispositionen zu unterscheiden sind, können wir hier offenlassen.<sup>8</sup> Eine Kompetenz „manifestiert“ sich im Lösen bereichsspezifischer Aufgaben und ist mehr oder weniger gut entwickelt, d.h., das Lösen der Aufgaben kann mehr oder weniger erfolgreich sein. Man kann – mit anderen Worten – Kompetenzniveaus unterscheiden. Kompetenzen können erworben oder angeboren sein. Ich unterscheide allgemein zwischen (i) dem Charakter, (ii) der kausalen Basis und (iii) dem Kontext einer Kompetenz: Der (prozedurale) Charakter einer Kompetenz ist das Lösen der bereichsspezifischen Aufgaben; die kausale Basis einer Kompetenz sind die Strukturen und Prozesse, die kausal verantwortlich sind für die Manifestationen der Kompetenz, d.h. für das Lösen der bereichsspezifischen Aufgaben; der Kontext einer Kompetenz ist das (perzeptiv-motorische sowie kognitive) Umfeld, das nötig ist, damit sich die Kompetenz manifestieren kann.

## **1.2. Sprachfähigkeit**

Die (allgemein-menschliche) Sprachfähigkeit ist eine angeborene und spezies-spezifische Disposition, bei der – wie bei Kompetenzen – zwischen Charakter, kausaler Basis und Kontext unterschieden werden kann. Der Charakter der Sprachfähigkeit besteht im Erwerb beliebiger natürlicher Sprachen, d.h., die Sprachfähigkeit ist die Disposition zum Erwerb von Sprachkompetenzen. Dies ist eine Disposition sowohl zum Erst- wie zum Zweitspracherwerb, zum mono- wie zum multilingualen Erwerb.<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Vgl. etwa Lehmann (2007).

<sup>8</sup> Zum Begriff der Disposition siehe Choi / Fara (2021) und zum Begriff der Fähigkeiten (*abilities*) siehe Maier (2022).

<sup>9</sup> Vertreter der Universalgrammatik werden hier möglicherweise restriktiver formulieren, so dass die Sprachfähigkeit nur eine Disposition für den Erstspracherwerb ist (Zweitspracherwerb speist sich dann aus anderen kognitiven Quellen).

Zur kausalen Basis der Sprachfähigkeit gehören zum einen die frühen Sprachwahrnehmungsfähigkeiten, die insbesondere darin bestehen, Lautkontraste in beliebigen Sprachen wahrzunehmen, rhythmische und prosodische Muster sowie phonotaktische Regularitäten zu erkennen, Äußerungen unterschiedlicher Sprachen zuerst anhand deren rhythmischer Organisation, dann mit Blick auf phonetisch/phonologische Aspekte zu unterscheiden und Variationen im Lautbild von Wörtern zu kompensieren (siehe etwa Jusczyk 2003). Dies ist ein heute unstrittiger Teil der kausalen Basis der Disposition zum Erstspracherwerb. Teile dieser frühen Sprachwahrnehmungsfähigkeiten sind jedoch nur etwa in den ersten sechs Lebensmonaten so ausgeprägt, dass sie erfolgreich auf beliebige natürliche Sprachen angewendet werden können.

Durch prosodisches Bootstrapping (siehe wiederum Jusczyk 2003) scheinen morphologische und syntaktische Strukturen erworben zu werden. Dazu als Beispiel die Segmentierung von Wörtern. Englischlernende Kinder benutzen anfangs die Betonung, um Wörter im Lautstrom zu identifizieren (metrische Segmentierungsstrategie). Sie bilden die Hypothese, dass Wörter ein trochäisches Betonungsmuster aufweisen (dies gilt auch für Kinder, die Deutsch lernen, siehe Rothweiler<sup>3</sup> 2015: 261). Damit können sie aber nur Wörter identifizieren, die dieses Betonungsmuster aufweisen. Doch lernen sie so, wie Phonemsequenzen und Allophone an den Wortändern aussehen. Dieses neue Wissen verwenden sie um den 9. Monat, um Wörter zu segmentieren, und können so mit der Zeit auch Wörter mit anderen Betonungsmustern identifizieren. Auch um zu entdecken, was im Lautstrom als eine syntaktische Phrase gelten kann, benutzen Kinder phonotaktische und prosodische Merkmale.

Ein solches prosodisches Bootstrapping setzt nun aber voraus, dass der Lerner über morphologische und syntaktische Konzepte wie Wort und Phrase bereits verfügt. Wenn von L1-Lernern mithilfe von prosodischen Parametern Wörter und syntaktische Phrasen identifiziert werden, müssen die Lerner über ein angeborenes Vorverständnis davon, dass es Wörter und syntaktische Phrasen gibt, verfügen. Nur so scheint Bootstrapping funktionieren zu können. Damit scheint klar, dass gewisse sprachliche Kategorien und Strukturen angeboren sein müssen.

Noch völlig offen ist jedoch, in welchem Ausmaß Strukturelemente und Architektur des Sprachsystems (d.h. der internen Grammatik und des mentalen Lexikons) mit zur angeborenen kausalen Basis der Sprachfähigkeit gehören. Hier reicht das Spektrum von nativistischen Positionen mit sehr reichen sprachlichen Vorannahmen bis zu dezidiert antinativistischen Positionen, die auf solche Vorannahmen gänzlich verzichten wollen. Für Chomsky macht bekanntlich die Universalgrammatik das Fundament der Sprachfähigkeit aus. Ab den 1980er Jahren nahm diese bei ihm die Form eines Systems mit Parametern an, die je nach Einzelsprache unterschiedlich gesetzt wurden. Ab den 2000er Jahren scheint sich die Universalgrammatik auf das Verarbeitungssystem ‚Merge‘ zu reduzieren, das durch die Eigenschaft der Rekursion erlaubt, aus einem finiten Repertoire an Lexikonelementen im Prinzip unendlich viele Ausdrücke zu bilden.

Zum Kontext der Sprachfähigkeit gehören die perzeptiven und motorischen Fähigkeiten für die Perzeption und Produktion von Äußerungen, der Lerntrieb und die Lernmechanismen, ohne die eine Sprache nicht erworben werden könnte.

### **1.3. Sprachgebrauch**

Zum Sprachgebrauch gehören die Prozesse der Sprachproduktion (Sprechen, Schreiben, Gebärden) und der Sprachperzeption (Hören, Lesen) sowie die bei der Produktion entstehenden konkreten sprachlichen Äußerungen und das bei der Sprachperzeption sich einstellende Verstehen.<sup>10</sup> Die Prozesse beim Sprachgebrauch sind Gegenstand der Psycho- und Neurolinguistik, in Teilen auch der Phonetik. Die konkreten Resultate des Sprachgebrauchs (Äußerungen, Verstehen) und ihre Eigenschaften sind Gegenstand der Kernlinguistik, aber in Teilen auch der Sprachphilosophie.

### **1.4. Sprachkompetenz**

Eigentlich sollte man denken, dass Sprachkompetenz ein zentraler, intensiv erörterter Begriff der Sprachtheorie sei. Und dass es zu der Frage, wie sich Sprachkompetenz zu kommunikativer Kompetenz, zu sprachlichem Wissen, zu Sprachintuition und Sprachreflexion verhält, Standardannahmen gibt, die sich einigermaßen bewährt haben. Oder dass zumindest die Grundlinien unterschiedlicher Konzeptionen klar sind. Doch so ist es nicht. In der theoretischen Linguistik spielt der Begriff der Sprachkompetenz keine große Rolle, er führt eher ein Schattendasein, ganz im Gegensatz zur angewandten Linguistik, wo er in manchen Bereichen eine überaus zentrale Rolle spielt. Dies halte ich für ein großes Versäumnis der theoretischen Linguistik.

Der Terminus der Sprachkompetenz ist, wie bereits erwähnt, durch Chomsky (1965) in der Linguistik heimisch geworden, er selbst benutzt ihn aber schon lange so gut wie nicht mehr (das Vorwort zur Jubiläumsausgabe (2015) der *Aspects* macht da eine Ausnahme), stattdessen spricht er von „I-Sprache“ (Chomsky 1986a) und „Sprachfähigkeit im engen Sinne“ (Hauser / Chomsky / Fitch 2002). Wir finden zwar schon bei Humboldt die Rede vom „Sprachvermögen“, das beim Kinde „sich entwickelt“ und „wächst“, das „Grade der verhältnissmässigen Stärke und Lebendigkeit“ (§ 13) aufweist, doch scheint dieser Begriff keine zentrale Rolle zu spielen. Es ist aber wohl nicht falsch anzunehmen, dass die „innere und äußere Sprachform“, die für Humboldt (1836) zentral sind, das Sprachvermögen entscheidend prägen. Ähnlich ist bei Gabelentz ([1891] 1901) von „Fähigkeiten“ und „Neigungen“ die Rede, die Form und Inhalt der Rede bestimmen, doch „Sprachgesetze“ und „Sprachgeist“, von denen Gabelentz in diesem Zusammenhang spricht, können wir nicht mit Sprachkompetenz iden-

---

<sup>10</sup> Vgl. Lamb (2000: 88). Wenn Langacker (2000: 9) von *usage event* redet, dann meint er „an utterance characterized in all the phonetic and conceptual detail a language user is capable of apprehending“.

tifizieren. Auch finden wir weder bei Saussure (1916) noch bei Paul ([1920]<sup>10</sup> 1995) einen dezidierten Begriff von Sprachkompetenz, auch wenn es offensichtlich ist, dass Pauls „psychischer Organismus“ und Saussures „langue“ wesentliche Aspekte der Sprachkompetenz betreffen. In der theoretischen Linguistik haben sich nur wenige intensiv mit dem Begriff der Sprachkompetenz auseinandergesetzt, zu nennen sind vor allem Coseriu (1988) und Lehmann (2007).

Unter Sprachkompetenz soll im Weiteren die Fähigkeit verstanden werden, eine Sprache zu können. Wer Englisch kann, Deutsch kann etc., der kann eine Sprache und hat damit Sprachkompetenz und zwar Sprachkompetenz in Bezug auf das Englische, das Deutsche usw. „Ich *kann* eine Sprache, das heisst erstens: ich verstehe sie, wenn ich sie höre oder lese, – und zweitens: ich wende sie richtig an, wenn ich in ihr rede oder schreibe“ (Gabelentz [1891]<sup>2</sup> 1901: 84; Neuauflage 2016: 89).

Sprachkompetenz in diesem Sinne ist individuell (sie ist die Kompetenz einer Person), auf eine bestimmte Sprache bezogen (Kompetenz in Englisch oder Deutsch etwa), kann bei einem Individuum mehrfach vorliegen (bei Mehrsprachigkeit liegen mehrere Sprachkompetenzen vor, für jede Sprache eine), sie hat ein bestimmtes Niveau (man kann eine Sprache mehr oder weniger gut) und sie ist dynamisch (sie verändert sich ständig, man hat sie erworben, kann sie aber auch wieder verlieren).<sup>11</sup>

Die Sprachkompetenz lässt sich (wie Fähigkeiten und Dispositionen allgemein) hinsichtlich Charakter, kausaler Basis und Kontext genauer bestimmen.

Der ‚Charakter‘ der Sprachkompetenz ist die Fähigkeit eines Individuums, sprachliche Äußerungen einer bestimmten Sprache korrekt zu produzieren, zu perzipieren und in Diskursen (Gesprächen, Texten) zu verwenden. In dieser Definition steckt, dass die Sprachkompetenz, wie oben gesagt, individuell und auf eine bestimmte Sprache bezogen ist, außerdem ist die Fähigkeit normativ spezifiziert („korrekt zu produzieren ...“).

Ihre ‚kausale Basis‘ besteht zu einem großen Teil aus speziellen dem Bewusstsein entzogenen Strukturen und Prozessen zur Produktion und Perzeption von Äußerungen bzw. Diskursen der Sprache; dazu gehören das mentale Lexikon, die interne Grammatik und eine Strukturbildungskomponente, die zusammen sprachliche Einheiten auf verschiedenen Ebenen (Phonologie, Morphologie, Syntax, Semantik, Pragmatik) generieren und analysieren. Mit anderen Worten, die kausale Basis besteht zum einen aus einem ‚Sprachsystem‘ (d.h. einer internen Grammatik und einem mentalen Lexikon) und den Prozessen der Generierung und des Parsens auf der Basis des Sprachsystems. Zum anderen besteht die kausale Basis der Sprachkompetenz aus der mit der Analyse sprachlicher Einheiten verbundenen Sprachintuition, dem Sprachgefühl (dazu gleich mehr).

Der ‚Kontext‘ der Sprachkompetenz ist die allgemein-menschliche Sprachfähigkeit, auf deren Grundlage sie erworben wird. Es gehören aber auch diverse kognitive Fähigkeiten zur Umgebung dazu: etwa das Kategorisieren, das (deduktive und nicht-

---

<sup>11</sup> Diese Eigenschaften der Sprachkompetenz werden vor allem von Coseriu (1988) und darauf bezugnehmend von Lehmann (2007) herausgestellt.